

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP

Organ der Reichsführung //

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin
Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf: 11 00 22. Postfachkonto: Berlin 4454. Anstalt
der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88-91. Anzeigenpreise laut auftrag. Preisliste



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf.,
durch Streifband monatlich 95 Pf., Ausland mit ermäßigtem Porto 80 Pf., übriges Aus-
land RM. 1,05. — In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger unserer Zweigstellen.

Mehr Haltung!

Mehr Würde!

Wenn die Leute von Saalfeld an der Saale an ihrer Oberschule in der Sonneberger Straße vorübergehen, klingt zuweilen ein seltsames Geplärr an ihr Ohr. Sie heben die Köpfe, sie wittern — —: Donnerwetter, das ist doch — nein, sie täuschen sich nicht, jetzt klingt es wieder ganz klar und vernehmlich:

It's a Long Way to Tipperary ...

Ein englischer Gassenhauer.

Dr. Hauptmann Ernst Hoefer aus Saalfeld schreibt an Oberstudienrat Dr. Wehner:

„Sehr geehrter Herr Oberstudienrat! Hierdurch bitte ich Sie, Kenntnis davon zu nehmen, daß ich meinem Sohn Henning Hoefer verboten habe, englische Soldatenlieder zu lernen. Mein Verbot gilt so lange, als englische Kinder nicht auch deutsche Soldatenlieder lernen. Außer dem Ausdruck meines Erstaunens über die Haltung des Herrn Studienrats Dr. Gläser enthalte ich mich weiterer Auslassungen nur aus der Ihnen selbst und dem Lehrkörper bezeugten Achtung. Heil Hitler! Ihr Hoefer, Hauptmann.“

Das Antwortschreiben ist weniger höflich. Es beginnt bereits ohne Anrede.

„In der Klasse IV B sind in letzter Zeit zwei englische Lieder gelernt worden. Das Lied „It's a Long Way to Tipperary“ bildet Kap. 19 des von dem Thüringischen Ministerium vorgegebenen Lehrbuchs. Es muß also vom Lehrer behandelt werden. Das zweite Lied „Oh soldier, soldier“ ist bei dem vom Reichsminister für Erziehung veranstalteten Kursus für Englisch in Rantenheim eingeübt und zur Behandlung im Unterricht ausdrücklich empfohlen worden. Solange von der vorgeordneten Behörde keine gegenteilige Anordnung erfolgt, kann dem Lehrer aus der Befolgung der zurzeit bestehenden Vorschriften kein Vorwurf gemacht werden.“

Der Nachweis, daß englische Kinder keine deutschen Soldatenlieder lernen, müßte zur Begründung Ihrer Stellungnahme gegen das Lernen englischer Soldatenlieder erst noch erbracht werden. Heil Hitler! Oberschule Saalfeld, i. B. Dr. Wehner.“

Einfach unglaublich!

Der letzte Absatz ist unglaublich. Der Herr Oberstudienrat weiß genau so gut wie wir, daß englische Kinder keine deutschen Soldatenlieder lernen. Er weiß aber auch, daß ein deutscher Offizier weder Zeit noch Lust haben dürfte, dies eigens „nachzuweisen“. Auch sagt er ja selbst, daß der Nachweis nichts nützen würde. Denn in den vorhergegangenen Sätzen verkriecht er sich hinter den breiten Rücken der hohen Schulbehörde.

Also das Thüringische Ministerium hätte ausdrücklich „It's a Long Way“ vorgegeben. Und der Herr Reichsminister für Erziehung hätte den Befehlsträften sozusagen persönlich „Oh soldier“ eingeputzt.

Und wenn es so wäre, warum denn nicht? Es ist nur recht und billig, daß die Kinder, wenn sie schon diesen pseudogermanischen Dialekt

lernen müssen, den nach dem Kriege in Europa kein Mensch mehr wird brauchen können — daß also die Kinder dann auch möglichst typische Beispiele jener verlotterten menschlichen Lautgebung in sich aufnehmen, wozu der verquettelte Gassenhauer vom langen Weg nach Tipperary — ein in jeder Hinsicht vollendet geistloser Blödsinn — überaus geeignet ist.

Wenn aber der Herr Oberstudienrat hier den Eindruck zu erwecken sucht, als seien die angezogenen Anweisungen nicht etwa im tiefsten Frieden ergangen, sondern ausdrücklich auch für den Krieg vorgesehen, begehrt er eine bewusste Irreführung. Er bietet dem verantwortlichen Studienrat, der offenbar noch nichts davon gehört hat, daß England uns mit einem Ausrottungskrieg überfallen hat, auch keinen Ehrenschuß. Er beschneidet ihm vielmehr ausdrücklich einen krummen Rücken. Er stellt die Dinge so dar, als müßte der Lehrer die Gassenhauer einüben, auch wenn es ihm selbst gegen den Strich ginge; als hätte er gar keine Möglichkeit, den Lehrplan im Kriege den Notwendigkeiten einer ehrenhaften und würdigen Haltung gegenüber der verbrecherischen Piratennation anzugleichen ...

Haltung hat man ...

Dabei ist das eine Selbstverständlichkeit, die kaum einer Rede wert ist. Es fiele keiner Behörde wohl auch nur im Traum ein, einen Lehrer zu schelten, der den Lesestoff im Kriege zeitgemäßer gestaltet, Lobhudeleien auf das Britentum unter den Tisch fallen läßt, Lieder des britischen „Soldatentums“ mit Verachtung übergeht und den Kindern dafür lieber gleich auf englisch beibringt, was für ein Subjekt der Herr Churchill, und was für ein verlogener Schleimling der Herr Erzbischof von Canterbury ist.

Ganz im Gegenteil, die Behörde müßte sich freuen, daß sie ihre Gehälter nicht an Automaten zahlt, sondern an Erzieher, an deren persönlichem Vorbild die Kinder erlernen können, was die selbstverständliche Haltung eines deutschen Mannes ist.

Die Haltung eines deutschen Mannes: wir rühren hier an eine der künftigen Lebensfragen unseres Volkes.

Man kann, was Haltung ist und wie sie auszuweisen hat, nicht mit Worten umschreiben. Denn Haltung ist ja nicht, die Hände an die Hosennaht zu legen. Haltung ist auch nicht, im Kriege als immerfort wildgewordener Bramarbas über den Feind zu schimpfen.

Die Haltung nimmt man nicht ein, man hat sie, man lebt sie, sie ist eine Charakterfrage. Wenn ein Studienrat Haltung hat, dann entstehen solche Probleme wie das hier aufgezeigte überhaupt nicht. Dann kommt es immer mehr auf das Wie als auf das Was an. Dann lernen die Kinder unfertig, auch das Lied von der Siegfriedlinie, und der Lehrer dichtet eine weitere Strophe hinzu von den in Dänischen vollgemachten Hosen, die nun überhaupt nicht mehr zu waschen sind. Aber das ist nur ein winziges Beispiel. Es geht um größere Dinge.

Wie eine Bombe ...



Zeichnung: Bogner

Die hat gerade noch gefehlt!

Wir stehen mitten in der Aufgabe, Europa neu zu ordnen und zu führen. Der afrikanische Kontinent erschließt sich unserem Wirken. Wir werden in Ostasien als Freunde und Gäste Japans die Ehre der weißen Rasse wiederherstellen müssen. Wir werden in aller Welt die Repräsentanten eines Geistes sein, der die kommenden Jahrhunderte prägt.

Wir müssen, wenn wir das britische Krämer-tum ablösen, zeigen, daß wir etwas Besseres an seine Stelle zu setzen haben.

Aber wir können diese Aufgabe nicht lösen allein durch unsere berühmte Organisation; allein durch unsere Arbeitsfreude; allein durch unsere Macht. Die fremden Völker werden die Organisation, die Arbeit und die Macht als unveränderliche Tatsache hinnehmen, nicht aber als Beweise eines zu erfüllenden inneren Auftrags auf Grund besonderer Qualitäten.

Den Beweis dafür liefern, daß unsere Machtentfaltung nicht von ungefähr kommt, daß sie eine für alle schicksalhafte Notwendigkeit ist, das kann allein der deutsche Mensch, und zwar nicht nur durch seine Leistung allein, sondern durch seine Haltung, sein gesamtes Auftreten, das mit seiner Leistung und der Leistung des Volkes im Einklang stehen muß.

Der deutsche Mensch ist den anderen heute fast immer noch ein großes Rätsel. Sie sehen seine lähmende, ungeheure Kraft, die jeden Wider-

stand bricht. Seine gepanzerten Heere haben das feindliche Europa von Narvik bis zur Biskaya unterworfen. Wo er erschien, verwandelte sich Haß in Angst und Mut in Feigheit. Vor seinem stürmenden Elan zerbarsten Festungen und Städte, flohen Regierungen, stürzten Throne. Dann droht der letzte Schuß. Die Kapitulation ist unterzeichnet. Das stählerne Visier klirrt herab. — Freundliche, biedere Menschen, die es bedauern müssen, wenn sie einer Fliege etwas zuleide taten, bieten polnischen Gefangenen ihre Zigarette an, verteilen ihr Brot an scheue Flüchtlinge, die ihr letztes Stündlein gekommen sehen — — —

Würdelose Gefühlsduselei

Am deutschen Wesen soll die Welt genesen. Die guten Leute sollen nur merken, daß wir es gar nicht so böse meinen. Wir haben alle unseren Zivilismus, genau so wie sie. Wir sind überhaupt — genau so wie sie. Daß sie Krieg gegen uns führten oder mit England tippe-tippe machten, das sei ihnen vergessen. Daran sind nur ihre schlechten Regierungen schuld. Jetzt werden wir ihnen ein wenig helfen, damit sie es fortan besser machen. Wir sind ja nur gekommen, ihre Arbeitslosigkeit zu beseitigen, ihre Städte aufzubauen, ihre Ernte einzubringen und dafür zu sorgen, daß sie an der schönen und

Reichsführer 40 Jahre



großen Zukunft teilhaben können. Und wir sind unendlich dankbar, wenn sie uns die Arbeit nicht ganz allein machen lassen und vereinzelt selber mit Hand anlegen...

Wir reden hier nicht von den Zielen, Absichten, Methoden der deutschen Staatsführung und Verwaltung. Es ist undenkbar, daß sie bei Freund und Feind vertennbar wären. Wir reden vom einzelnen Mann. Aber gerade der einzelne Mann ist ja der Berührungspunkt des siegreichen Deutschlands mit der neu zu ordnenden Welt.

Wenn es so weit ist, wird der deutsche Landsker seiner englischen Quartierwirtin das schöne Lied vom langen Weg nach Tipperary vorsingen. Er habe es von seinem Jungen, der wieder habe es von seinem Lehrer eben erst in der Schule von Saalfeld gelernt. Und sehen Sie, werter Mäxchen, wird er radebrechen, daran erkennen Sie, daß wir gar nichts gegen die Engländer haben, und daß wir ganz biedere und harmlose Leute sind. Er wird erwarten, daß die wertgeschätzte Dame darob in Verzückung verfällt und sogleich das Präsidium eines zu gründenden Komitees für deutsch-englische, Verzeihung, englisch-deutsche Verständigung übernimmt.

So will es seine kreutzbraue, traditions-geschwängerte Rechtlichkeit. Es ist auch möglich, daß die wertgeschätzte Dame wirklich verzückt mit den Augenbedeln klappert, aber innerlich denkt sie etwas anderes; innerlich denkt sie:

Wertwürdiges Volk! In der Masse: teufliche Hunnen und Barbaren; aber vereinzelt: würdevolle Repräsentanten einer so mächtigen Nation. Man muß sich nämlich in die Seele des Unterlegenen oder auch nur des Abseitsstehenden versetzen. Es ist ganz folgerichtig, daß er zu falschen Schlüssen kommt. Es bleibt ihm ein unlösbares Rätsel, daß die Deutschen als Volk in wenigen Jahren aus tiefster Ohnmacht emporsteigen und mit fürchterlicher Gewalt alle ihre Widerjäger mit samt dem mächtigsten Weltreich in die Pfanne hauen; und daß sie dann als Einzelgänger bemüht sind, sich dafür loszusagen zu entschuldigen, als entbehre ihr Aufstieg, ihr Rechtsanspruch, ihr Sieg und ihre Macht der inneren Begründung.

Sieger bleibt Sieger

Es ist ja sehr schön gemeint, aber man kann vom Gegner nicht erwarten, daß er seine Niederwerfung, die Beschneidung seines Anspruchs, auf Kosten anderer Völker bequem zu leben, nun einfach hinnimmt, um dafür die Leutseligkeit des Siegers einzutauschen. Auch der leutseligste Sieger bleibt ein Sieger, eine durchaus unerwünschte Erscheinung, ein ungebeter Gast.

Er braucht nicht wie Anno 1919 Tartarin am Rhein mit wiegenden Hüften und geschwungener Reitpeitsche durch die Städte zu hüpfen und die Bevölkerung herauszufordern. Das tut nur einer, der sich selber über seine „Siege“ wundern und die wunderliche Wirklichkeit alle Tage neu bestätigen haben will. Er soll höflich und forreht, förmlich und anständig — aber überlegen sein. Seine persönliche Überlegenheit muß Rückschlüsse auf die Überlegenheit des Volkes zulassen, das ja wohl kaum gesiegt haben würde, wenn es nicht überlegen wäre. Überlegen nicht nur kraft seiner überlegenen Waffen, sondern überlegen kraft seiner besseren Substanz, kraft seiner besseren Weltanschauung.

Es steht nur den Herren an, zu siegen, den Knechten nicht.

Man komme uns nicht mit dem Herrtüm der Briten, und daß dies etwas Verabschönerungswürdiges sei. Immerhin haben gewisse Völker jahrhundertlang das britische Herrtüm als menschliche Vollkommenheit angebetet; immerhin haben sie willig und glückselig den britischen Stiefel geleckt. Davon abgesehen, ist „Herrtüm“ ein deutscher Begriff. Die Briten kennen ihn gar nicht, und ihr Herrtüm ist etwas anderes als das unsrige. Wenn wir aber gar nicht daran denken, uns etwa an das britische Vorbild zu halten, so geschieht dies ganz gewiß nicht, um den Völkern, die sich unterm britischen Stiefel so wohl gefühlt haben, etwa eine Freude zu bereiten. Da sie sich dem Herrschaftsanspruch der Geldsäcke von der Themse so willig unterwarfen, daß sie für seine Rechnung sogar das Blut ihrer Söhne fließen ließen, hätten sie nichts Besseres verdient, als daß auf einen groben Klotz ein noch größerer Keil gesetzt würde.

Wenn wir das nicht tun, wenn unser Herrtüm den höheren Qualitäten, der höheren Kultur unserer Rasse entsprechen soll, dann haben wir das allein vor uns selbst zu vertreten. Nie kann die Geneigtheit, das Wohlwollen, die geheuchelte Zustimmung der schuldigen Besiegten Richtweiser unserer Haltung sein. Unsere Haltung kann lediglich eigenen, innersten Bedürfnissen entsprechen: wir sind so, wie wir sind, und die anderen haben das bestenfalls zur Kenntnis zu nehmen.

Das britische Herrtüm ist formvollendeter Ausdruck hoher Arroganz. Die Formvollendung liegt in seiner vielfältigen Wandelbarkeit. Was immer der Brite in fremder Umgebung tat: es war anbetungswürdig. Legte er die Beine auf einen fremden Tisch, so war es unnachahmbare und göttliche Nonchalance. Bewegte er sich mit salopper Gleichgültigkeit unter Europäern wie in einem Negerkral, so war es sportliches Naturbürgentum. Zwang er seiner Umgebung den geistlosen Blödsinn sechsmaligen Kleiderwechsels am Tage auf, so war das geheiligte Tradition.

Überall, wo heute mitten im entscheidenden Einsatz für Deutschlands Freiheit die 44 ihren Anteil hat, vom hohen Norden, im Südosten, bis tief im Süden Frankreichs verweisen wir im Ablauf unseres Dienstes und sind gleichsam als Glied einer großen Familie über alle Weiten beim Reichsführer 44 zu Gast, um aus ganzem Herzen unsere Wünsche zu seinem Lebensabschnitt zu geben, Wünsche, die doch nur ein Versprechen zur eigenen Leistung sein können, denn so sind wir durch ihn erzogen worden.

Und gerade in dieser Besinnung auf den Reichsführer 44, zu seinem vierzigsten Geburtstag, sind wir stolz und bewußt, wie seine Arbeit und sein unbeirrbarer gerader Weg uns zu klaren Gefolgsmännern des Führers machte. Konsequenter Nationalsozialismus, hartes Mühen aus persönlicher Freiheit des Erkennens, das schuf die Schutzstaffel, die der Reichsführer 44 in über elf Jahren zäher Arbeit nun seit dem Befehl Adolf Hitlers am 6. Januar 1929 aufbaute.

Grundgesetze der Bewegung, auf eine feste Gemeinschaft unerbitlich angewandt, weit über

den Tag hinausgehende, zu ihrer damaligen Zeit nur einengend erscheinende Bestimmungen sind heute die selbstverständlichen Voraussetzungen für diese feste Formation der Bewegung geworden.

Aus der Leistung der 44 in der Kampfzeit der Bewegung wurde ihr Auftrag in der Nacht, aus diesem Auftrag im neuen Reich wuchs die Bewährungsprobe vor dem Feind und ebenso gleichzeitig die gewaltige Aufgabe, den Sinn dieses Krieges mit helfen zu erfüllen, in Sorge und bester Kraft die größte Heimkehr der Deutschen ins Vaterhaus zu geleiten.

Die immer lebensbejahende, lebensfreudige und darum lebenserfüllende Persönlichkeit des Reichsführers 44 gab dem mit schwerem Erbe belasteten Begriff der Polizei in der neuen Aufgabenstellung von der inneren Sicherung des Reiches und seiner Idee ein völlig neues Gesicht, und aus dem Willen wurde der Freund des Volkes, der Kamerad in der Bewegung. Im Sicherheitsdienst gab die Bewegung der Schutzstaffel Auftrag und Aufgabe zur Sicherung der Auswirkung und Durchsetzung der nationalsozialistischen Idee. Der positive Inhalt dieses

Ein scheinheiliger Brite war ein hochkultivierter Brite. Ein laugrober Brite war ein unwiderstehlicher Brite. Ein unverfälschter Brite war ein amüsanter Brite. Und was immer er tat, es war Ausdruck seines Herrtums; wenn es nur mit jener Selbstverständlichkeit getan wurde, die dazu gehört.

Nun wollen wir die ersten sein, die ein Herrtüm bejahen, wenn es aus berechtigtem Führungsanspruch, aus bewiesener Leistung herrührt. Die aufgeblasene Arroganz der Briten aber war nur in Oxford, Cambridge oder Eton gezüchtet worden als eine bestimmte Kunst des Umgangs mit anderen beherrschten oder zu beherrschenden Völkern. Sie war nicht ein Stolz, der sich auf Leistung gründet. Sie mochte sich auf die britische Welt-herrschaft berufen, aber es war ja offenkundig, daß diese Welt-herrschaft seit langem schon eine Fiktion, ein Bluff war; ein Erbgut der Väter, das die Söhne besaßen, ohne es selbst erworben zu haben. Wie weit der anderen zugegebene Bluff zum Selbstbluff wurde, ist nebenächlich. Wie weit die britische Arroganz aus Dummheit und Unkenntnis herrührte, braucht uns nicht zu beschäftigen. Es genügt, daß die britische Ober-sicht ein Herrtüm zur Schau trug, nach dessen innerer Begründung man vergeblich fahnden wird.

Wenn wir feststellen, daß die großen Aufgaben, die unser Volk zu bewältigen hat, nur zu lösen sind, wenn jeder einzelne Repräsentant

des Deutschtums sich seiner Zugehörigkeit zum deutschen Volke und damit seines Herrtums bewußt ist, dann zeigt jedenfalls das englische Beispiel, was wir unter echtem Herrtüm nicht verstehen wollen.

Es kann weder ein Herrtüm bestimmter Schichten, Stände und Berufe sein, noch ein Herrtüm aufgeblasenen Hochmuts. Wir müssen aber die Lücke schließen, die zwischen unserer ja jedem sichtbaren Leistung und der Haltung des einzelnen als Repräsentant des Ganzen in vielen Fällen noch zu klaffen scheint.

Der Soldat der jungen nationalsozialistischen Wehrmacht kennt unzählige Beispiele jenes unbewußten, selbstfiskeren Herrtums, das weder die selbstverständlichen Gebote der Disziplin berührt, noch etwa in plumpe Vertraulichkeit mündet. So enger das Kampfschicksal kleine und kleinste Einheiten, die Besatzung eines Kampfflugzeuges oder eines Unterseebootes zusammenschmiedet, um so sichtbar wird dieses Herrtüm zutage treten. Der Vorgesetzte weiß, welcher Leistung der Untergebene fähig ist; der Untergeordnete weiß, weshalb ihm der Vorgesetzte eine Aktion entgegenbringt, die frei ist von theatralischer Sozialität. Wer solche Männer in ihren knappen freien Stunden beisammen sah, weiß, was gemeint ist. In ihrer Haltung vor den anderen spiegelt sich die Haltung vor sich selbst. Es ist undenkbar, daß diese Männer, die sich ihrer Leistung und Leistungs-

umfassenden Auftrages, die eindeutige Haltung der 44 gaben dem neuen Deutschland in dieser Institution der Schutzstaffel eine harte und scharfe Waffe gegen jeden Feind der Bewegung.

Diese Schutzstaffel, die unter strenger Führung Heinrich Himmlers einen geraden Weg in Arbeit und Leistung gehen konnte, die das Sein groß, das Scheinen stets klein schrieb, diese Schutzstaffel erhielt vom Führer durch Aufstellung der Waffen-44 in größtem Vertrauen dann die Möglichkeit, geschlossen in eigenen Verbänden zur Sicherung des Reiches auch gegen seine äußeren Feinde anzutreten.

Erst waren es Standarten im Osten, jetzt Divisionen im Westen, die ihre Pflicht erfüllten. Der Führer hat ihnen im Rahmen des ruhmreichen Heeres seinen Dank gesagt, der schärfste, der beste Lohn, den ein deutscher Soldat jemals empfangen durfte. Er dankte gleichzeitig dem Reichsführer 44 als dem Organisator dieser Formation, der sie alle lehrte, als 44-Männer zu leben, wenn es gut für Deutschland ist, zu sterben. Sie werden weiter ihre stolze Pflicht in den Reihen der deutschen Heere erfüllen und sich den Mut, die Härte und den Kampfsgeist verdienen, den der kommende Aufbau des deutschen Friedens von ihnen verlangt.

Wir alle, ob Einheitsführer oder Mann, in der Allgemeinen 44, auf Außenposten im Sicherheitsdienst, ob drinnen oder draußen in den Reihen der Polizei, ob in den Regimentern, den Kompanien der Waffen-44, wir haben niemals erwartet, in der Bewegung ein Vorrecht zu verdienen.

Mehr zu leisten, größere Pflicht zu erfüllen, härteren Befehlen zu gehorchen, das war und ist die Schule des Reichsführers 44, der uns zu Soldaten Adolf Hitlers erzog.

Nicht Lippenbekenntnis, sondern Treue in Tat und Gehorsam, das ist der Wertmesser, nicht um uns herum, sondern für Deutschland zuerst einmal an uns selbst zu arbeiten, und jedes Ding, jedes Werk im kleinen und großen so anzufangen, daß das Leben, das Blühen und Werden des ewigen Volkes der Maßstab aller Arbeit ist, das ist die Pflicht.

Und dieses Ja zum deutschen Leben, das in sich die höchste Achtung vor dem Gesetz der Ahnen als dem grauen Anfang unseres Blutstromes einschließt, das aus den Lebenslehren von Blut und Volk die Konsequenzen zieht und damit voll bester Verantwortung zu allem Zukünftigen erfüllt ist, dieses Ja zum deutschen Leben, das ist der Grundstock, den Heinrich Himmler in seine Schutzstaffel legte, damals, als er den Auftrag des Führers begann, heute, da diese Schutzstaffel auf weitem Feld ihre ernste Arbeit und ihre große Verantwortung trägt.

Und wenn wir alle, Männer der großen Familie der Schutzstaffel, 44-Männer des Führers, so wie Heinrich Himmler 44-Mann des Führers ist, an diesem Tage unseres Reichsführers gedenken, so wissen wir, daß er nicht die großen Worte liebt, — er möge auch diese Zeilen hier nur als eine Zusammenfassung unzähliger Gedanken empfinden —, wir wollen zu seinem Geburtstag, der nur einen äußeren Abschnitt eines Lebens voll Kampf und Arbeit für Adolf Hitlers Werk bedeutet, uns alle erneut auf die Pflichten besinnen, die Heinrich Himmler uns auf unserem Weg in die Schutzstaffel und ihre Aufgaben gegeben hat.

Wir können und wollen darum keine großen Wünsche sagen, es wären Wünsche für uns selbst.

Die Schutzstaffel ist mit ihren Aufgaben größer geworden, wir wollen den Reichsführer 44 in Gedanken und Tat als Vorbild in uns tragen auf dem Marsch für Adolf Hitler, wollen arbeiten und kämpfen als 44-Männer, damit jederzeit Heinrich Himmler vor Deutschlands Führer treten kann zur Meldung, heute wie ehemals: „Wir bleiben, was wir waren, in guten wie in bösen Tagen, immer die gleichen!“

fähigkeit immerfort bewußt sein müssen, anderen oder gar den Fremden gegenüber plötzlich tagbucheln könnten.

Das eingangs angeführte Beispiel war gewiß nur ein kleiner, unbedeutender Ausschnitt. Aber es zeigte den Alltag des „ewigen Deutschen“ in einer Momentaufnahme. Das ist jene Ewigkeit, die sich der Fremde nur als ewige Dummheit erklären kann: jenes gottverdamnte ewige Bemühen, dem anderen „objektiv“ gerecht zu werden und sich ihm anzugleichen...

Damit sei Schluß gemacht! Wer in seiner Haltung die Leistung, die Macht, die Ansprüche seines Volkes und damit seine eigene Leistung, seine eigene Macht, seine eigenen Ansprüche tunlichst zu verdecken sucht, vertritt schamlos sein Volk und sich selbst obendrein. Denn es gibt nur diese beiden Möglichkeiten:

Entweder unsere Leistungen, unsere Macht, unsere Ansprüche sind so groß, daß sie den Sieg begründen — dann mag sie auch jedermann zur Kenntnis nehmen; oder sie sind es nicht und sollen es auch nicht sein; dann hätten wir aber gleich in Versailles verbleiben können.

Hauptverleger: Gunter d'Alquen
Stellvert. Hauptverleger: August Ruten
Anzeigenleiter: Ulrich Herold
Verlag: Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., GmbH, Berlin SW 68
Druck: Buchgewerkschaft M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.
Zurzeit ist Preis: Nr. 8 vom 1. 5. 1940 gültig.

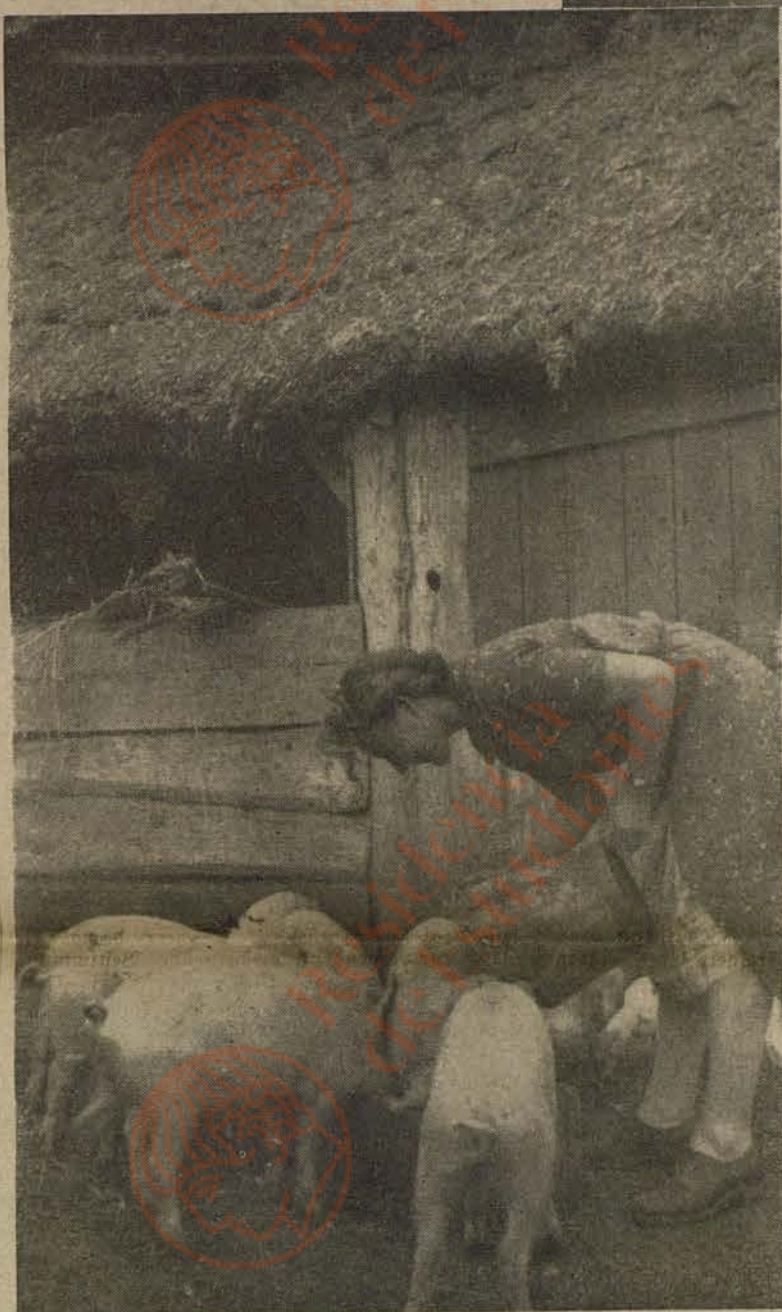


Einer der Bauernhöfe, auf denen die Umsiedler eine neue Heimat fanden. Vieles will hier neben der täglichen Arbeit noch neu geordnet und hergerichtet werden. Dabei packten die BDM-Mädel freudig mit zu

Auf Einladung des Reichsführers SS, Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums, weilten kürzlich 100 BDM-Führerinnen aus dem Frankenland in der Reichshauptstadt. Sie waren gemeinsam mit vielen hundert Kameradinnen in den Warthegau gefahren, um dort im Rahmen des Ostseinsatzes der Hitlerjugend den deutschen Umsiedlern aus Wolhynien und Galizien treue und unermüdliche Helferinnen zu sein.

Fünf Wochen lang packten sie tüchtig bei der Einbringung der Ernte mit zu und halfen den Müttern bei der Hauswirtschaft und der Wartung der Kinder. Durch ihren Einsatz gaben sie unseren heimkehrenden Volksgenossen ein lebendiges Beispiel der deutschen Volksgemeinschaft. Zugleich lernten sie aus eigener Anschauung die neuen deutschen Ostgaue kennen. Was sie an Einsichten in die unserem Volke dort gestellten geschichtlichen Aufgaben gewannen, hat ihnen allen das Bewußtsein vermittelt, an einem großen Werk mitwirken zu dürfen. Es erweckte zugleich in ihnen den Wunsch, auch weiterhin am Aufbau des deutschen Ostens mitzuwirken — vor allem als Bäuerinnen, aber auch in jenen vielfältigen Berufen des sozialen Lebens, deren vorbildliche Ausfüllung die besondere Aufgabe unserer Mädel und Frauen ist.

Die BDM-Führerinnen wurden nach einem Besuch der historischen Stätten Potsdams und des Reichsportfeldes von dem Vertreter des Reichsführers SS, Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums, SS-Brigadeführer Greifelt, empfangen, der ihnen im Namen des Reichsführers SS den Dank für ihre vorbildliche Mitarbeit am Werk der Umsiedlung aussprach.



Überall halfen sie mit. Auch die Ferkel wollen mit Verständnis gefüttert werden. Eine fröhliche Aufgabe!

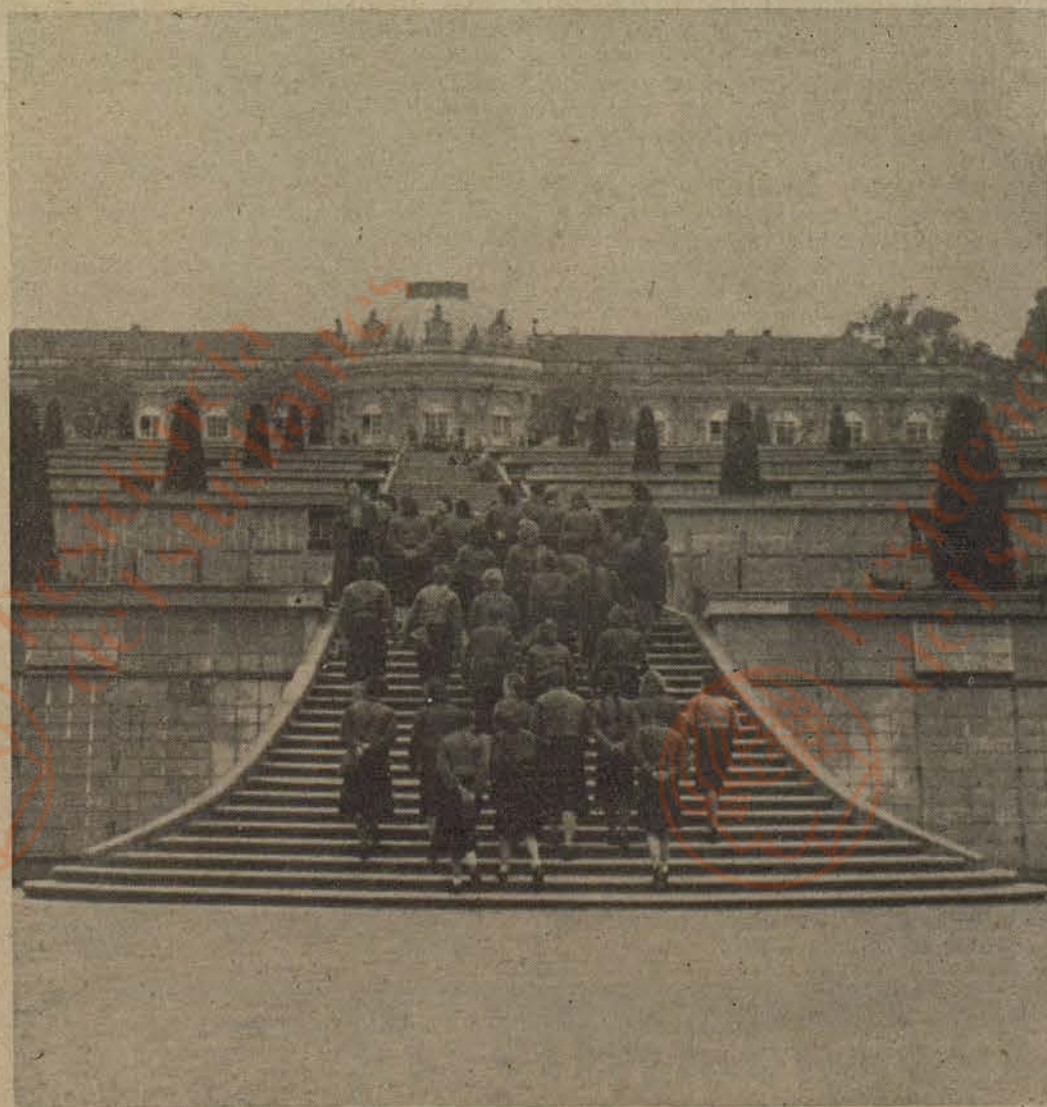


Sie kamen auf langen Wagenkolonnen in die Lager, um von dort aus täglich bei den Familien der umliegenden Dörfer eingesetzt zu werden
Aufn.: D. Weskamp, Archiv

Sie halfen im OSTEN



Zwei, die dabei waren und auch in Zukunft dabei sein wollen. „Was wir im Osten erlebten“, so sagen sie, „wird immer zu unseren schönsten Erinnerungen gehören“



Im Namen des Reichsführers SS dankt SS-Brigadeführer Greifelt den BDM-Führerinnen für ihren vorbildlichen Ost-Einsatz. — Bild links: Nach wochenlanger Arbeit ist ein Ausflug zum Schloß Sanssouci in Potsdam ein wohlverdientes, schönes Erlebnis. Von hier aus führte einst Friedrich der Große jene kolonisatorische Leistung im Osten durch, die für immer mit seinem Namen verbunden ist

Die Hexe von Egenburg

Man schrieb das Jahr des Heils 1940. Da wohnte in Egenburg, einem kleinen Dorf im Kreise Augsburg-Land, die Witwe Sabine Wächinger. Sie war eine laubere, fleißige, stille und bescheidene Frau, die seit sie den Mann verlor, ihr kleines Anwesen von elf Tagewerk Grund allein bewirtschaftete und von früh bis spät am Abend die Arme rührte, um die vier Kinder rechtschaffen durchs Leben zu bringen. Am Sonntag trug sie das Mutterkreuz, das ihr der Führer verlieh. Aber deshalb wäre die Kunde von ihrem Erdenwallen noch nicht über die Gemarkung von Egenburg hinausgedrungen. Jedoch es geschah, daß die Aberirdischen sich, wie schon so oft, eines einfachen Menschenkindes bedienten, um der künftigen Menschheit ein Exempel zu geben, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als ihre angemessene Schulweisheit sich träumen läßt.

Und so wurde es eines Tages ruhmbar, daß die Sabine Wächinger eine Hege sei, die letzte in der langen Reihe derer, die seit dem frühen Mittelalter in jener Gegend wie auch in anderen erlitten und zum Lobe des Herrn verbrannt worden sind.

Man merkte es der Sabine Wächinger nicht an, daß sie eine Hege sei, und wie es die Art verstorbenen Teufelskinder ist, trug sie sich selbst so, als wüßte sie es nicht. Aber so wie Beckenbusch höchstselbst als untrügerisches Kennzeichen seinen Pferdefuß nachschleppt, so hatte auch die Sabine Wächinger ihren Pferdefuß, indem, daß sie nämlich Mitglied in der N.S.-Frauenschar war. Dies mag dem gemeinen Volk nicht viel belagen, insonderheit, da ja auch viel andere Frauen sich darin befanden. Jedoch Gott dem Herrn hatte es gefallen, den gefährdeten Seelen von Egenburg einen treuen Wächter zu bestellen, der mit durch jungfräuliche Tugend unbestechlich scharfen Augen in die tieferen Gründe solcher Anzeichen einbrang. Und das war niemand anders als die Pfarrköchin Cäcilie Brandl.

Mit jener Schlaueit, die den frommen Christenmenschen stets noch über den Teufel obliegen läßt, hatte es die jungfräuliche Cäcilie so eingerichtet, daß sie, hinter der Gardine ihres Schlafzimmersfensters verborgen, den Hof der Sabine Wächinger, selbst unbemerkt, zu übersehen wußte, solcherart, daß sie zu sehen vermochte, was ihr Herz zu sehen begehrte, und durch die Gnade der Heiligen noch einiges dazu. Die Scheu der frommen Tugend, die ihr den teuflischen Mund verschleierte, verbot es ihr, der Wittwe zu verraten, ob sie in der Walpurgisnacht Zeugin von Satans Unfug auf dem Rasthofen zum Brodenhofel gewesen sei oder gar eines abscheulichen Inzests mit dem Herrn der Finsternis.

Doch genügt ihre fargen Aussagen, die sie jedem Dorfbewohner gegenüber nie öfter als einmal am Tage wiederholte, vollaus, um auch deren geistig ärmere, aber um so seligeren Teil restlos zu überzeugen und schließlich auch den Herrn Pfarrer Brachetti. Und sie belehrte ihn so eindringlich über das Wesen höllischer Beseelenheit, daß der hochwürdige Herr nicht umhin konnte, nach eingehendem Studium der letzten noch vorliegenden Inquisitionsakten nunmehr seines Amtes zu walten.

Schreckliche Kunde

Am Sonntag, dem 11. August eben dieses Jahres 1940, erstarrte der hochwürdige und in den theologischen Wissenschaften gelehrte Herr Heinrich Brachetti die Kanzel der Kirche von Egenburg und donnerte von dieser hohen geistigen Warte herab über die gläubig erschauenden Anwesenden einen Sermon wider das gottungehörige Treiben der ortsansässigen Hege, der an die besten Vorbilder aus dem Jahre 1444 erinnerte.

Namen wollte er nicht nennen, sagte er mit vornehmer Zurückhaltung. Doch sei es ja bekannt, daß ein in der Kirche anwesender Bauer, auf den er nicht mit Fingern zeigen wolle, nicht habe ausbuttern können und kein Kalb mehr bekam, wenn jene ungenannte Person in den Stall oder ins Haus schaute. Sperrt eure Ställe zu, laßt diese Person nicht in eure Höfe! Er habe solche Ställe schon mit bestem Erfolg ausgeweiht. Auch seien von ihm Medaillons in allen Preislagen zu beziehen und von erprobter Wirksamkeit.

Diese Person gehe zwar auch zum Beichten. Aber der Teufel schnüre ihr die

Rehle zu, daß sie nie die Wahrheit sage. Wenn ein Feiertag nahe, würde sie unruhig, dann treibe sie das schlechte Gewissen förmlich im Hause herum. Aber wehe, wenn die Sterbestunde und die Abrechnung mit dem Herrgott käme! Er, der Pfarrer, wisse, daß es Personen gäbe, die anderen Schaden zufügen können. Und er verbreitete sich des längeren über die teuflischen Künste der Hege, durfte jedoch auch seine eigene Fähigkeit rühmen, manches Unheil kraft göttlicher Eingebung mit Hilfe seiner als sibirischen Pendel benutzten Taschenuhr wiederzugutmachen.

Die Witwe Sabine Wächinger in ihrer Kirchenbank wachte nicht, weshalb so viele vorwurfsvolle Blicke auf sie gerichtet waren, doch schob sie das alsbald ihrer inneren Freude über die so unterhaltssame Predigt zu, die einen kleinen Abglanz auf ihr verhärmtes Gesicht zauberte.

Um Recht recht sein zu lassen und ein gottgefälliges Werk zu verrichten, hätte man die Witwe Sabine verbrennen müssen, denn stand jedoch die Kriegsbewirtschaftung des Holzes im Wege wie auch die geringe Aussicht, die obrigkeitliche Genehmigung erwirken zu können. Denn wenn gleich auch die mittelalterlichen Patronatsrechte immer noch in Flor sind, so ist doch nicht unbedingt gesagt, daß man einem Verbrennungsbegehren der Kirche stattgeben würde, mag dessen rechtliche Begründung auch ebenso stichhaltig sein und mögen die angezogenen Gesetze auch aus der gleichen Zeit stammen.

Und so mag sich denn nunmehr über den Häuptern des hochwürdigen Herrn Brachetti und seiner jungfräulichen Pfarrköchin ein vom Teufel persönlich gebrachtes Ungewitter zusammenziehen, denn es ist ja klar, daß der Höllenfürst einen tattischen Vorteil sich nicht wird entgehen lassen, der sich ihm darbietet, so die Sabine Wächinger der notwendigen Räte-

Als sie jedoch nach der Kirche zur Krämersfrau ging, erfuhr sie es dort brühwarm, daß niemand anders die Hege sei als sie selbst. Hatte es denn die Frau Steininger nicht von der Pfarrköchin Brandl, daß nur die Frau Wächinger die Steiningersche Klude verhezt habe, so daß die Bräute alle faul wurden? Und mußte die Familie Kögl nicht überzeugt sein, wenn die Pfarrköchin von der Sabine Wächinger gesagt hatte: Wo hätte die ihr Sach her, wenn sie nicht „etwas könnte“?

Nein, es stand jetzt fest, es war ja sozusagen kirchensamtlich, daß die Witwe Wächinger eine Hege war, und daß sie weinend zum Ortsgruppenleiter lief, das konnte ihre Schuld nur bestätigen, denn wäre es nicht richtiger gewesen, alles zu beichten? Die richtigen Hexen erkennt man an ihrer Verstortheit. Was aber sollte nun geschehen?

Im Scheiterhaufen entgeht. Sei es, daß er in Form einer Beleidigungslage oder in der Gestalt eines Staatsanwalts, wenn nicht, Gott behüte, gar als leibhaftige Gestapo wider den Teufelsanstreiber auftritt und ihn zwingt, einen Wahrheitsbeweis für seine Behauptungen anzustellen, weil es ja schließlich nicht angeht, daß einer von der Kanzel herab die für seine geistige Spähare allerhöchsten Verleumdungen nur deshalb verbreitet, um eine Spaltung der dörflichen Gemeinschaft zu erzielen, die ihm andererseits nicht zu glücken scheint — — —

Auf jeden Fall: die Geschichte der Hege von Egenburg mühte noch ihre Fortsetzung finden, wenn es dabei ausnahmsweise mit rechten Dingen zugehe. Und wenn es mit unrechten Dingen zugehe — dann erst recht. Denn unwiderprochen kirchensamtlich beglaubigte Hexen sind in dieser glaubenslosen Zeit eine solche Seltenheit, daß sie nicht in der Vergessenheit von Egenburg versinken dürfen. Das will sagen: der Staat muß sich ihrer annehmen.

Wie das wohl ausgeht?

Nichts verkauft — viermal verdient

„Ein plutokratisches Beispiel“ nannten wir in der 28. Folge die Geschäftsmethoden der „Deutschen“ Vereinigten Schuhmaschinen-Gesellschaft in Frankfurt am Main, die ihre Schuhmaschinen an deutsche Schuhfabriken in fallenden Reihen verkoppelten Verträgen vermietet und dadurch in jedem Fall Einnahmen erzielt, die den Wert der Maschinen um ein Vielfaches übersteigen. Wir haben dann auch jenes Reichsgerichtsurteil erwähnt, das einer um ihr Recht kämpfenden deutschen Schuhfabrik im Prozeß gegen die D.V.S.G. aus formelrechtlichen Gründen eine unverdiente Niederlage bereite.

Jetzt teilt uns eine andere Schuhfabrik, die selbst nicht das Opfer der D.V.S.G. wurde, einige unanfechtbare Tatsachen mit, die die Rolle der D.V.S.G. vollends klarstellen, und fügt hinzu:

„Dem Reichsgericht waren diese Tatsachen sicherlich nicht bekannt, sonst hätte ein derartiges Urteil nicht gesprochen werden können.“

Die Tatsachen:

Jene Schuhfabrik beabsichtigte im Jahre 1927 die Ausstellung von vier Schuhmaschinen. Sie wandte sich zunächst an die D.V.S.G. Als sie Einblick in deren „Vertragswert“ erhalten hatte, wandte sie sich mit Grauen ab und kaufte vier Maschinen anderswo. Nunmehr, nach dreizehn Jahren, kann sie Vergleiche darüber anstellen, was die von der D.V.S.G. gemieteten Maschinen bisher insgesamt gekostet hätten und was die von einer deutschen Firma gekauften Maschinen tatsächlich gekostet haben. Das Ergebnis übertrifft alle Erwartungen.

Der Kaufpreis einer Abblaspvorbaumaschine betrug nach dieser Ausstellung 1410 RM., die gleichwertige Maschine, von der D.V.S.G. gemietet, hätte mit Aufstellungsgebühr und 13 Jahresmieten 2844 RM. gekostet. Also das Doppelte.

Die Abblaspvorbaumaschine wurde mit 3366 RM. bezahlt. Die Rechnung der D.V.S.G. für die gleichwertige Maschine sieht so aus: Aufstellungsgebühr 2680 RM.; 13 Jahresmieten zu 536 RM., das sind 6968 RM.; laufende Miete (1/2 Pfennig für jedes Paar Schuhe bei 100 000 Paar in jedem Jahr) 6500 RM.; zusammen 16 148 RM.! Oder das Dreieinhalbfache des wirklichen Kaufwertes!

Die Abblaspvorbaumaschine kostet im Anlauf 705 RM. Die D.V.S.G. nimmt und fordert 2682 RM., mehr als das Dreieinhalbfache.

Die Abblaspvorbaumaschine wird mit 2100 RM. bezahlt. Die D.V.S.G. nimmt für die gleichwertige Maschine 2390 RM. Aufstellungsgebühr, 6214 RM. Jahresmieten, 13 000 RM. laufende Mieten bei einem Pfennig pro Paar und je 100 000 Paar in jedem der dreizehn Jahre. Zusammen 21 604 RM. oder das Zehnfache des wirklichen Wertes!

Die vier Maschinen kosteten mit Zinsen insgesamt 10 039 RM., die Maschinen der D.V.S.G. hätten nach 13 Jahren einen Aufwand von 43 278 RM. erfordert, also mehr als das Vierfache.

Dabei sind aber die gekauften Maschinen Eigentum des Käufers, während die durch die D.V.S.G. vermieteten Maschinen immer Eigentum der D.V.S.G. bleiben. Dadurch verschiebt sich das Verhältnis weiter zugunsten der D.V.S.G. Und diese fährt noch besser mit jedem weiteren Jahr, das ihr weitere Mieten einbringt.

Die D.V.S.G. hätte also nach der Berechnung unseres Gewährsmannes in einem Fall bei einer einzigen Schuhfabrik in 13 Jahren einen mühe-losen, ungerechtfertigten Überverdienst von — wenn man ihr noch 1000 RM. für Reparaturen zugesteht — mindestens 32 239 RM. eingestekt — und das bei vier Maschinen, die einen Neuwert von 10 039 RM. haben. Man schätzt die Zahl der von der D.V.S.G. vermieteten Maschinen aber auf einige tausend. Danach kann sich jeder-mann ausrechnen, wieviel die D.V.S.G. über das ihr Zustehende hinaus an sittenwidrigen Gewinnen einsteckt ...

Diese Tatsachen können dem Reichsgericht wirklich nicht bekannt gewesen sein. Denn angestrichelt dieser Zahlenbeispiele erscheint es wirklich völlig gleichgültig, ob die Schachtelverträge der D.V.S.G. — die sogar in ihrer amerikanischen Stammbuch wegen Sittenwidrigkeit für ungültig erklärt wurden — formalrechtlich in Ordnung sind oder nicht.

Wer sich seine Leistung in Deutschland selbst bei peinlichster Wahrung aller gesetzlichen Bestimmungen nachweislich vierfach bezahlt läßt, ist ein plutokratischer Bucherer und Ausbeuter, dem man unter allen Umständen das Handwerk legen muß. Zweifelt jemand daran, daß das geschehen wird? Dann versteht er es nicht, die Zeichen der Zeit zu deuten.

Vorbildliche Angler

Da Herr Willi Woelm in Gernrode am Harz eine gutgehende Polsterwaren-Großfabrikation unterhält, darf man annehmen, daß er auch sein Innenleben schafflicher gegen die Außenwelt wappiert hat. Sonst hätte er ja wohl schon etwas davon gehört, daß man als Betriebsführer den an der Front stehenden Arbeitskameraden gegenüber einige Verpflichtungen hat. Und er würde es, wenn er schon die Familienunterstützungen nicht aufrundet, wenn er schon nicht wie andere Betriebsführer Liebesgaben versendet, wenn er sich schon nicht um die Frauen und Kinder der Betriebsangehörigen kümmert, zumindest unterstützen, den letzteren auch noch eine Rechnung aufzumachen.

Aber Woelm, der Gepölkerte, versendet an die Familien seiner sechs eingezogenen Gefolgschaftsmitglieder die Aufforderung, ihm ehe-baldigst die D.M.G.-Beiträge zu vergüten, die er vorauslagert haben will. Das ist nämlich so:

Die D.M.G.-Beiträge sollen tunlichst in der niedrigsten Stufe weiterbezahlt werden, aber natürlich nicht von den Frontsoldaten, sondern tunlichst von den Betrieben. Das ist kein rechtliches, wohl aber ein moralisches Muß. Zu diesem Zweck befinden sich die Mitgliedsbücher auch in den Betrieben, die das Weiterleben der Marken besorgen. Raum einem würde es einfallen, diese Pfennigbeträge von den Angehörigen einzufordern, zumindest dann nicht, wenn er sonst nichts für sie tut.

Woelm aber beehrt alle sechs Familien mit seiner Forderung, darunter auch die Frau eines Tischlers, der seit sechs Jahren bei ihm arbeitet und die eben erst, während der Vater in Frankreich steht, das vierte Kind bekommen hat. Er fordert an jedem Monatsersten 60 Pfennig und für die bereits verstorbenen Kriegsmänner dreizehnmal 60 Pfennig oder sieben Mark und achtzig Pfennig ... „da Sie sonst Ihrem Manne und sich selbst beträchtlichen Schaden zufügen“. Eine leise, aber deutliche Drohung.

Fügen wir unsererseits hinzu, daß Polster-Woelm seinerseits durch den Krieg nicht den mindesten Schaden erleidet.

Da scheinen im Reichsverband Deutscher Sportfischer doch andere Kerle zu sitzen. So ein Reichsverband, sollte man meinen, ist an seine Mitglieder weniger in einem Treueverhältnis gebunden als ein Betriebsführer an seine Gefolgsleute. Aber wir sind da eines Rundschreibens habhaft geworden, das der Verbandsleiter an die ihm angegliederten Vereinsleiter richtete. Darin bittet er, in Kameradenkreisen vertrauliche Ermittlungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse gefallener Mitglieder anzustellen. Und daß er das nicht tut, um seine Verbandsstarke zu bereichern oder ausstehende Beiträge zu kassieren, beweist ein Fall, in dem die Frau eines gefallenen Kameraden, der einem Anglerverein angehörte, vom Reichsverband wider jedes Erwarten ein Geldgeschenk von 100 Mark erhielt, das sie wirklich gut gebrauchen konnte.

„Der R.D.S.G.“ — sagt der Verbandsleiter in seinem Rundschreiben — „stellt selbst nichts anderes dar als eine große Familie gleichgefinnter, anständiger Sportkameraden, und damit übernehmen wir die Verpflichtung, füreinander einzustehen.“

Das sind Worte, denken, wie man sieht, die Tat auf dem Fuße folgte. Andere belassen es bei den Worten.

Und wieder andere denken noch nicht einmal in diesem Sinne. Dann muß man aber, wenn ihnen schon das Hören vergangen ist, dafür sorgen, daß ihnen auch das Sehen vergeht.

Man teilt uns mit

„Und das nennt man dann Kulanz“ lautete die Überschrift eines Artikels, in dem wir uns mit einem Lebensversicherungsfall der „Deutschen Beamtenversicherung“ auseinandersetzen. Die Gesellschaft teilt uns hierzu folgendes mit:

„Auf Grund Ihrer Veröffentlichung im „Schwarzen Korps“ haben wir den Versicherungsfall des gefallenen Feldwebels Sch. einer erneuten Nachprüfung unterzogen und festgestellt, daß unser Sachbearbeiter überhaupt von falschen Voraussetzungen ausgegangen war, denn die erste Versicherungsprämie war beim Ableben des Feldwebels Sch. bereits auf unserem Postfachkonto eingegangen, so daß wir auch formalrechtlich auf jeden Fall zur Zahlung verpflichtet waren. Der anderslautende Entschluß war ein bedauerliches Versehen, das auf die durch den Krieg bedingte Einstellung von Ersatzkräften zurückzuführen ist. Der Witwe des Feldwebels Sch. wurden die 10 000 RM. sofort überwiesen.“



... auch ihm
hilft Nivea
die Haut wirksam
zu schützen. Mit
Nivea gepflegte
Haut bleibt glatt
und geschmeidig.



Bezug für Hausrückkuren zu gleichen
Preisen durch alle Apotheken und
Drogerien sowie durch die Kurver-
waltung Bad Wildungen



Niere und Blase

Schriften durch die Kurverwaltung
Bad Wildungen

Wildunger Helsenquelle

Tabakkultur



Schüttelsiebe zur Vorreinigung der im Manipulationshaus eingelieferten Tabake.

Doppelt
fermentiert
4s

Weltanschauung und Rassebegriff

Der Leitartikel „So einfach ist das nicht“ beschäftigte sich mit einem Thema, das man auch mit den Worten „Der Krieg und die Rassenfrage“ hätte umreißen können. Wir gingen aus von der Zusage eines Frontsoldaten, der dem Sinne nach gesagt hatte, er und viele seiner Kameraden seien doch eigentlich berührt durch die Tatsache, daß wir gerade im „nordischen“ Britentum einen charakterlich so minderwertigen Gegner gefunden hätten, daß ferner andere „nordische“ Völker wie die Holländer und Norweger gegen uns, als die einzigen Träger einer nordisch-germanischen Idee, aufgestanden wären; während andererseits die romanischen Italiener und Spanier nicht nur politisch auf unserer Seite, sondern sowohl menschlich wie auch weltanschaulich uns um so vieles näher ständen. Hier stimmt etwas nicht. Man werde die Rassenlehre wohl revidieren müssen.

Wir antworteten: So einfach wie die Rassenlehre sich in vielen Köpfen ausmale, sei sie eben nicht. Man dürfe die historischen Rassebegriffe der Schulweisheit nicht einfach auf die volksbiologischen Gegebenheiten der Jetztzeit übertragen. Wenn die britische Insel seinerzeit auch von vorwiegend nordischen Völkern besiedelt wurde, so sei damit nicht gesagt, daß die Nachkommen ebenso „nordisch“ sein müßten.

Das Schicksal der Völker sei ein fortwährender Züchtungsprozeß, der im britischen Beispiel dazu führte, daß das helldishe Element zurückgedrängt und vom Element des Händlerturns überflügelt wurde. Wir sagten ferner: Der Frontsoldat tue der Rassenlehre unrecht, wenn er sie durch die Tatsache, die der Krieg so drastisch hervorhebt, zu entkräften suche. Denn die naturwissenschaftliche Deutung des Rassetums stehe noch in den Kinderschuhen. Das dürfe uns aber nicht daran hindern, die großen Probleme wenigstens instinktiv richtig zu erfassen und darin der abstrakten Wissenschaft vorauszuweisen.

Der im Nationalsozialismus vollzogene Durchbruch zu einer rassischen Weltanschauung gründe sich ja auch viel weniger auf Erkenntnisse der abstrakten Forschung, er gehörte vielmehr der Stimme des Blutes, auch wenn die Naturwissenschaft noch nicht so weit ist, daß sie diesen Sieg als biologischen Vorgang begründen, erklären und sanktionieren kann.

Am Rande gestreift

Wir waren uns dessen bewußt, daß auch diese Darlegungen die großen Probleme nur am Rande streifen könnten. Ihr Zweck war ja auch nur, vielen Volksgenossen zu helfen, aus einer Sackgasse herauszukommen, in die sie durch die irrtümliche Vermengung schulmäßiger, historischer, sprachwissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Begriffe hineingeraten sind. Wir müssen, solange die Wissenschaft uns eine umfassende Rassenlehre vorenthält, uns das Recht sichern, ihr auf der weltanschaulichen Ebene vorauszuweisen.

Wie richtig diese Überlegung war, beweist uns ein Brief zweier Volksgenossen, die gewiß gute Nationalsozialisten sind, die gewiß ernsthaft mit den Problemen ringen und deren Ausführungen doch besonders deutlich zeigen, welche Irrwege die Beschäftigung mit den Problemen der Rasse einschlägt, wenn eng umgrenzte, wissenschaftlich mißverständliche Vorstellungen der Biologen auf die tausendfach größeren Probleme der rassischen Weltanschauung übertragen werden.

Unsere beiden Freunde, die wir sozusagen als Vertreter der geltenden Schulmeinung anzusprechen haben, hat unsere Auffassung, wonach die Stimme des Blutes zur Entfaltung der rassischen Weltanschauung mehr beigetragen habe als die Wissenschaft, in helles Entsetzen versetzt. Sie schreiben:

„Entgegen Ihrer Ansicht, die Partei habe den Mut befehlen, noch nicht bis zur letzten Konsequenz wissenschaftlich Erforschtes — gemeint ist die Rassetheorie — in unsere Weltanschauung aufzunehmen, behaupten wir, daß dies nunmehr nach Ihren Darlegungen nicht mehr Mut, sondern vielmehr ein verhängnisvoller und entscheidender Denkfehler wäre...“

In diesen Worten finden sich bereits erste Anzeichen einer gedanklichen Verkünderung, die einer Rassenlehre allerdings verhängnisvoll werden könnte: das ist die Vorstellung, „die Partei“ habe irgendwelche Bestandteile einer Rassenlehre „in unsere Weltanschauung aufgenommen“. Unsere Weltanschauung ist wie jeder wahre Glaube alles andere als ein verhärtetes festumrissenes Dogma, dessen Lehrsätze durch päpstliche Gutheißung „aufgenommen“ werden. Sie ist ein aus dem Leben schöpfendes, selbst lebendes, wachsendes, sich wandelndes, sich fortentwickelndes Gedankengut, das viel mehr der Kom-

trolle unserer sicheren Instinkte, des „Volks-empfindens“ unterliegt als irgendwelcher „Hüter des Gesetzes“ von biblischem Schlage. Nun folgt aber die Begründung der andersgearteten Meinung, und diese führt uns gleich an den Kernpunkt des Mißverständnisses:

Unsere Weltanschauung sei jedoch gar nicht so entstanden, wie wir uns das vorstellten, sondern — — —

„— — — vielmehr wissen wir schon seit Herder (Haedel? d. Schriftl.) und Mendel, die die ersten waren, die Naturtatsachen, bzw. die dazu gehörigen Versuche wissenschaftlich festlegten. Genauer über Rasse, Vererbung und völkische Zusammenfassung. Gerade der Führer hat sich in seinem Werk „Mein Kampf“, das ja bekanntlich in der Zeit der größten politischen Ohnmacht entstand, diese Tatsachen zuneige gemacht, wo neben der Stimme des Blutes doch unzweifelhaft die verflucht harte

Wirklichkeit den Rassegedanken zur Notwendigkeit werden ließ.“

Wir sollen uns demnach folgenden Vorgang vorstellen: „Herder“ und Mendel — und vielleicht auch andere — hätten „Naturtatsachen, Genauer über Rasse, Vererbung und völkische Zusammenfassung“ wissenschaftlich festgelegt. Darauf habe dann der Führer seine Lehre begründet...“

Wir stellen demgegenüber fest: der Philosoph Herder hätte hundert Jahre später leben müssen, wenn eine rassische Weltanschauung in seinen Gedanken wurzeln sollte. Als Vertreter einer naturwissenschaftlichen Lehrmeinung scheidet er vollends aus. Aber da ist der als „Begründer“ der Vererbungswissenschaft allerdings vielzitierte Mendel. Sollte er wirklich auch beim Werk des Führers, beim Werden der nationalsozialistischen Weltanschauung Pate gestanden haben?

Mendel und seine Lehre

Der Mönch und spätere Abt Mendel lebte in einer Zeit, in der die Abstammungslehre Darwins zum erstenmal an den dogmatischen Grundfesten der Kirche rüttelte. Wenn der von der Kirche stets geförderte, nie bekämpfte Naturwissenschaftler Mendel einen kirchlichen Forschungsauftrag hatte, so kann dies nur der Auftrag gewesen sein, die Unveränderlichkeit der Schöpfung wissenschaftlich zu beweisen. Seine Versuche scheinen diese Unveränderlichkeit zu bestätigen. Er fand eine Vererbungsformel, nach der man innerhalb derselben Art die Ergebnisse einer Zucht voraussagen kann. Sie scheint zu beweisen, daß die Natur nach willkürlichen Kreuzungen immer zu den gleichen Ausgangsformen zurückfindet, daß also das Erbgut — der Wille des Schöpfers — stets unverändert erhalten bleibt. Die Richtigkeit des „Mendelismus“ wird neuerdings bestritten. Das steht hier jedoch nicht zur Debatte.

Wichtig ist allein, daß seine Forschungen sich überhaupt nicht auf das Wesen und den Ursprung der Rassen bezogen haben, ihre Bedeutung ruht in einem ganz engen Sektor der Vererbungswissenschaft. Die Vererbungslehre kann aber doch immer nur ein Teilgebiet der Lehre von den Rassen sein. Es kann keine Rede davon sein, daß Mendel uns „Genauer über Rasse“ oder gar „über völkische Zusammenfassung“ gesagt hätte.

Unsere beiden „Widerstacher“ aber schreiben: „Wenn nun der Rassenwert nicht wissenschaftlich bestimmbar sein soll, dann ist er nicht. Er steht und fällt mit seiner wissenschaftlichen Nachweisbarkeit und mit der Sicherheit seiner Konstanz.“

Eine Rasse, die wandelbar wäre oder die solche Schwankungsbreiten aufwiese, daß sie aus edlen Anfängen zu unedlen Endstadiumen kommen könnte, müßte aufhören, Wertträger

einer uns für immer bestimmenden Weltanschauung zu sein.“

Hier ist der Irrtum logisch zum unlogischen Ende entwickelt:

Gerade wenn wir nur das anerkennen wollten, was zurzeit wissenschaftlich beweisbar ist, müßte die Rassenlehre aufhören, Wertträger unserer Weltanschauung zu sein, denn die Geschichte mit Mendels Erbsen ist uns als Rückgrat unserer Weltanschauung allerdings zu kümmerlich!

Woher kommen solche Fehlschlüsse?

Ein Mann, dessen Aufgabe es ist, jungen Soldaten Vorlesungen über Rassenfragen zu halten, schreibt:

„Daß Sie es unternommen haben, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zu unserem weltweiten instinktiven Rassenbewußtsein in das richtige Verhältnis zu setzen, habe ich als befreiende Tat empfunden. Ich bin gehalten, Mendels Versuche mit Erbsen in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen. Und das Ergebnis? Das ist zusammengefaßt in der Frage eines Schülers:

„Ich weiß nun, daß aus der Kreuzung von roten Erbsen mit weißen Erbsen auch rosa Erbsen entstehen und daß sich die rosa Erbsen wieder in rote und weiße Erbsen aufspalten; aber ich weiß nicht, weshalb wir das halt in unserem Volk das nordische Rassetum fördern und pflegen sollen!“ Ich kann darauf tatsächlich nichts Wissenschaftliches erwidern. Ich kann die Brücke nicht schlagen, die der Schüler von mir fordert. Ich kann nur an seinen Instinkt, an sein eigenes Rassenbewußtsein, an seine Menschenkenntnis appellieren. Dabei hilft mir die Wissenschaft gar nichts, sondern im Gegenteil, sie stört. Denn wenn ich von der ganzen Rassenlehre nur den Mendelismus „beweisen“ kann, verliert das viel Größere daneben durch seine „Unbeweisbarkeit“ an Ansehen.“

Einzelheiten, die oft verwirren

Das ist die Kernfrage: die Verbreitung wissenschaftlicher Teilergebnisse in populärer Form verwirrt — selbst wenn sie richtig sein sollten. Ein Professor mag Taufeliegen, der andere mag Meeresschweinchen züchten und die Arbeiten mögen für die Vererbungswissenschaft auf lange Sicht gesehen, von Bedeutung sein. Mit der Rassenfrage, die uns als Volk bewegt, hat dies direkt nicht immer viel zu tun. Was uns die Taufeliege oder das Meeresschweinchen verrät, das verhält sich zu unserer rassischen Weltanschauung oft wie die Lebensprobleme der Taufeliegen und Meeresschweinchen zu denen des deutschen Volkes.

Man kann selbstverständlich aus Tierversuchen Teilerkenntnisse gewinnen, die für eine künftige Rassenlehre einmal von Bedeutung sein werden. Aber man muß sich davor hüten, die Ergebnisse solcher Versuche jetzt schon blindlings auf ein ganzes Volk zu übertragen. Man richtet damit nur eine Verwirrung der Geister an.

Der Naturwissenschaftler muß sich mit dem Historiker, mit dem Soziologen und mit dem politischen Volksführer als dem Seelenkundigen des Volkes vereinigen, wenn er so umfassende Aufgaben lösen will — und diese forschenden Geister verschiedenster Herkunft werden sich doch nur auf der allen gemeinsamen Ebene der Weltanschauung finden können. Auf dieser Ebene wird sich die Synthese einer wissenschaftlichen Rassenlehre und des instinktiven Rassenbewußtseins vollziehen.

Daß sie möglich ist, gewahren wir an vielen Anzeichen. So kam etwa die Rassenkunde, die Lehre von den Unterscheidungsmerkmalen der im deutschen Volk vertretenen Rassenelemente, ursprünglich durchaus nicht aus der wissenschaftlichen Ecke. Sie fußt viel eher auf der Erfahrung, auf dem Instinkt, auf jener „Menschenkenntnis“, die doch nichts anderes als gefühls-

sichere Rassenkenntnis ist. Sie wurde lange genug als unwissenschaftlich bekämpft, und sie ist doch — mag sie auch noch nichts Endgültiges vertreten — einer der wenigen anerkannten Verührungspunkte des Rassenbewußtseins und der künftigen Forschung.

Die Wissenschaft weiß zwar heute nicht, wodurch die Aufspaltung des „arischen“ Menschentums in nordische, fälische, dinarische, westliche und östliche Rassen bedingt wurde, aber sie hat die ins Auge springenden Tatsachen doch immerhin anerkennen müssen. Der rassenbewußte Nationalsozialist geht jedoch weiter. Er sucht, allein auf seiner Menschenkenntnis fußend, hinter dem äußeren Erscheinungsbild die Wesensart, die Charakterbildende Kraft des rassischen Erbgutes zu ergreifen, und wir glauben heute schon recht gut zu wissen, welche Rolle dem nordischen, dem fälischen, dinarischen, westlichen oder östlichen Menschen im Gesamtleben des deutschen Volkes zugewiesen ist, in welcher Verteilung sie das Charakterbild unseres Volkes geprägt und seine Leistungen bedingt haben. Claus' Forschung auf dem Gebiet der Rassensoziologie hat hier einen großen Fortschritt gebracht.

Nun zu einem anderen Beispiel:

Wir wissen, obwohl uns der Mendelismus hierzu nicht die mindeste Handhabe bietet, in welchem Ausmaß, unter welchen Voraussetzungen Rassenmischungen sich fördernd oder schädlich auswirken, wann und wo sie gebildet oder verhindert werden sollten. Eines Tages wird uns die Wissenschaft dazu auch die Begründungen liefern. Aber es wäre Wahnsinn, in den entscheidenden Jahren der deutschen Geschichte darauf zu warten und nur deshalb nichts zu tun, weil die künftige Wissenschaft uns heute ihren Segen noch nicht geben kann.

Dem deutschen Volke braucht der Antisemitismus ja auch nicht wissenschaftlich begründet

zu werden. Es ist erst in zweiter Linie wichtig, weshalb der Jude so und nicht anders ist. Entscheidend war, daß sich seine Rasse zwischen der unsrigen als feindseltiger Fremdkörper betrug, und unser Volksleben zerstörte.

Daß der „unwissenschaftliche“ Nationalsozialismus allein aus dem Rassenbewußtsein heraus schöpferisch positive Aufgaben anzupacken vermag, beweist seit nunmehr acht Jahren die rassenhygienische Arbeit der Schutzstaffel. Als der Reichsführer 44 schon vor der Machtübernahme die Heiratsgenehmigung einführte, wurde die Rassenforschung als Sparte mehr verachtet als anerkannt.

Richtig erkannt

Den Befehl diktierte weniger ein approbiertes „Wissen“ als vielmehr das klare und eindeutige Bewußtsein, daß die Auslese einer der Nation selbstlos verschworbenen Mannschaft auf weite Sicht ein Schlag ins Wasser sein müsse, wenn es nicht gelänge, diesen Auslesevorgang zu verewigen.

Die rassenhygienische Maßnahme der Verhinderung unerwünschter Mischungen mag zunächst auch nur als negative Vorkehrung zu werten sein. Ihr steht aber ein ungleich größerer positiver Erfolg gegenüber. Denn durch den Heiratsbefehl des Reichsführers wurden ja nicht nur „Fehluchten“ verhindert; der 44-Mann wurde sich nun erst seiner volksbiologischen Verantwortung bewußt; er suchte fortan nicht nur, ausgesprochene Fehler zu vermeiden, er entwickelte den Ehrgeiz, sich in seiner Nachkommenschaft möglichst zu verbessern.

Heute sind wir, weit über den Bereich der Schutzstaffel hinaus, so weit, daß Millionen junger Menschen mit ganz bestimmten Vorstellungen zur Auswahl des Lebensgefährten schreiten, daß sie die Qualität der Kinder und Kindeskindestinder während erwägen und nicht allein, wie dereinst im bürgerlichen Zeitalter, die materiellen Dinge oder allein die sinnlichen Freuden. Das ist in so kurzer Frist eine Entwicklung von gar nicht abzusehender Tragweite, und es fällt dabei nicht ins Gewicht, ob der einzelne mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zur Wahl schreitet oder „nur“ nach seinem instinktiven Rassenbewußtsein. Denn die Bedung verschütteter Instinkte, die Befreiung des gesunden Gefühls von bürgerlichen Gewohnheiten und romantischen Schönkeulen ist allein schon wichtiger als die ganze Frage nach dem Wert oder Unwert heute noch umstrittener Theorien.

So nützt es andererseits den Engländern gar nichts, daß sie einst vorwiegend nordisch gewesen sein sollten. Ihr Volkschicksal begünstigte jene Rassenelemente, denen merkantile Fähigkeiten innewohnen und es gestaltete die Daseinsbedingungen des nordisch-helldishe Menschen immer ungünstiger. Wenn wir uns ein Volk als eine Regierung verschiedener Metalle vorstellen wollen, so mögen die Eigenschaften der britischen Regierung dereinst vom vorwiegend helldishe Bestandteil geprägt worden sein. Im Laufe der Zeit ging dieser Bestandteil zurück, der merkantile vermehrte sich. Und obgleich also weder eine fremde Beimischung hinzutrat, noch eine Veränderung der einzelnen Bestandteile erfolgte, obgleich also die Regierung immer noch aus den gleichen Grundstoffen besteht, werden ihre Eigenschaften durch den nunmehr vorherrschenden merkantilen Bestandteil geprägt.

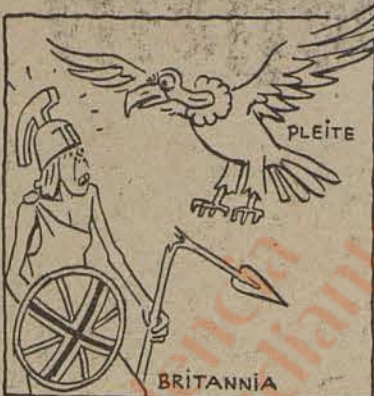
Somit entscheiden, unabhängig von allen rassibiologischen Erfahrungen, Erkenntnissen und Folgerungen, über den künftigen Wert oder Unwert eines zivilisierten Volkes schließlich auch die Lebensbedingungen, die ihm unbewußt das Schicksal, bewußt seine Führung bietet. Und hier eröffnet sich ein Einblick in gewaltige Zukunftsaufgaben, die gelöst werden müssen, wenn die Bedung unseres Rassenbewußtseins von anbauender Wirkung sein, wenn unsere rassische Weltanschauung einen Sinn haben und wenn die der einstige naturwissenschaftliche Rassenlehre mehr sein soll als ein abstraktes Lehrgebäude. Hier verschmelzen alle rassenhygienischen Forderungen und Notwendigkeiten mit den sozialpolitischen Entwicklungstendenzen des Nationalsozialismus, hier wird die Anteilbarkeit unserer Weltanschauung am deutlichsten sichtbar.

LY-Federn
tragen die LY-Hochprägung

Heintze & Blandkertz

Die angenehme schäumende Zahnpasta
Kalikloca

Neue Filme.....



„Die Geierwally“



„Für die Katz!“



„Achtung! Freund hört mit!“



„Die zwei Codonas!“



„Anton, — der Letzte?“

Kostbare Pflanzen

Ein Bilder-Verlag sucht eine erfahrene Redaktionssekretärin. Das ist eine Bürokratin, der man neben den üblichen handwerklichen Fähigkeiten auch die des selbständigen Denkens zutrauen darf. Also sozusagen eine „angehobene“ Stenotypistin. Auch dieser Beruf hat seinen Kurswert. Erfahrene Redaktionssekretärinnen erhalten meist zwischen 225 und 275 Mark, häufig weniger, fast nie mehr.

Ein Bilder-Verlag sucht also eine erfahrene Redaktionssekretärin. Sie melden sich in genügender Zahl, schildern ihre langjährigen Erfahrungen und stellen Ansprüche, die sich zwischen 225 und 275 Mark bewegen. Nur eine ist darunter, die eine Ausnahme macht, und diese Ausnahme findet unsere Aufmerksamkeit, denn in ihr nimmt eine besondere Gattung des Kriegsgewinnlertums Gestalt an. Hören wir, was diese junge Dame schreibt:

„Ich bin 22 Jahre alt und habe das Reifezeugnis. Meine erste Stellung hatte ich in den Vereinigten Seidenwebereien, wo es mir sehr gut gefiel. Da ich aber in der Werbeabteilung, in der ich beschäftigt war, kein Weiterkommen für mich sah, ging ich als Redaktionsassistentin in den Deutschen Verlag. Am 1. Oktober 1939 bekam ich eine Stellung als Pressesekretärin in der Tobis Filmkunst GmbH. Ich würde nur wechseln, wenn ich einen meinen Fähigkeiten und Interessen entsprechenden Posten bekäme, und bitte dafür um das Gehalt von RM. 375 monatlich.“

Ein kostbares Pflänzchen! Es steht, wie wir feststellten, seit zwei Jahren im Berufsleben. Es begann in der Werbeabteilung einer Textilfirma, fand dort aber kein Weiterkommen. Unter Weiterkommen versteht es eine monatliche Gehaltsaufbesserung und nach halbjähriger Tätigkeit die Berufung in den Aufsichtsrat. Dazu war die Textilfirma nicht geneigt.

Das Pflänzchen wechselte über in einen Zeitungsverlag, vermutlich in der sicheren Erwartung, daß ihm dort innerhalb der nächsten sechs Wochen das Gehalt eines Abteilungsleiters und die Stellung eines Hauptschriftleiters einer Modenzeitschrift angeboten würde. Die Hoffnung erfüllte sich nicht, das Pflänzchen streckte seine Fühlhörner aus und wechselte zur Tobis über. Unter dem Schein der Sonne, die gutbezahlte Stars gedeihen läßt, sahien ihm die Erfüllung seiner Träume nahe.

Aber auch die Tobis ist nur ein kaufmännisch geführter Betrieb, man tagierte das Pflänzchen und fand, daß ihm ein tarifmäßiges Gehalt von 218 RM. zustünde; und so viel bekam es und nicht einen Pfennig mehr. Worauf es seine Fähigkeiten mißachtet und seine Interessen ignoriert fand. Es sah sich nach der nächsten Stellung um, nach der vierten nunmehr in anderthalb Jahren. Und das Gehalt sollte genau um 159 RM. höher sein als in der letzten Stellung. Denn die Arbeitskräfte sind rar, und wer das Pflänzchen gewinnen und gar länger als drei Monate behalten will, mag tief in den Säckel greifen.

Er mag dem Pflänzchen ein Gehalt zahlen,

das noch 30 RM. höher ist als das Gehalt eines verheirateten kaufmännischen Angestellten mit einem Kind nach fünfjähriger Dienstzeit.

Er mag die junge Dame, die allenfalls ein Stenogramm aufnehmen, eine Schreibmaschine betätigen oder mit Ach und Krach einen Brief aufsetzen kann, besser entlohnen als einen hochqualifizierten, in Ehren ergrauten Facharbeiter. Er mag ihr mehr bezahlen als der Staat einem Regierungsrat. Er mag — ja, wenn das alles nach dem Pflänzchen ginge!

Aber Träume sind Schäume, und es ist nicht gut, wenn der Mensch den Niederungen des diesseitigen Lebens allzu hoch entschwebt. Er kommt dann mit der Volksgemeinschaft in Konflikt, die derartige Extratouren auf Kosten der anderen nicht gestatten kann. Wenn wir ein Leistungsprinzip vertreten, dann dürfen wir uns nicht allein gegen diejenigen wenden, die aus eigennützigen Beweggründen eine gute Leistung schlecht bezahlen möchten. Sondern genau so entschieden auch gegen die anderen, die ihre eigene bescheidene Leistung zu Wucherpreisen verkaufen möchten, nur weil sie sich aus der Kriegskonjunktur einen Kriegsgewinn versprechen.

Es geht wirklich nicht, daß ein 22jähriges Gänschen, das nichts ist und nichts kann, nach Belieben die Stellungen wechselt und Phantasiegehälter fordert, während Hunderttausende deutscher Arbeiter, von denen jeder mehr leistet als ein Duzend solcher Pflänzchen, an ihre Arbeitsstätten gebunden sind und an tarifliche Löhne.

Unzählige Arbeiterfrauen, deren Männer im Felde stehen, verlassen Heim und Herd und die Kinder, gehen wieder in die Betriebe an der Männer Statt, in selbstverständlicher Pflichterfüllung — aber drei von ihnen erhalten kaum zusammen den Lohn, den das Pflänzchen für die Bewegung seiner manikürten Fingerlein fordert. Das geht wirklich nicht. Das auch nur dulden, wäre eine schreiende Ungerechtigkeit.

Wie wäre es, wenn das zuständige Arbeitsamt dem Fräulein Eva Boian aus Eichwalde eine Dienstverpflichtung vermitteln würde? Nicht nur als abschreckendes Beispiel für viele andere, sondern vor allem als nachträglicher Beitrag zur offenbar versäumten Erziehungsarbeit. Vielleicht wird aus dem Pflänzchen, wenn sein Pflichtgefühl begossen und gedüngt wurde, noch eine ganz brauchbare Nutzpflanze.

Wer soll das bezahlen?

Wir Deutschen sind tüchtige Leute. Rattowitz ist erst seit einem Jahr wieder in deutschen Händen, aber in diesem einen Jahr hat man dort schon mancherlei aus dem von den Polen verübten Boden gegaubert, unter anderem auch schon einen Neubaublock, der der Wohnungsnot ein wenig abhelfen soll. Wer leidet unter der Wohnungsnot in Rattowitz? Nun, das sind vor allen Dingen Volksgenossen, die mit der deutschen Verwaltung oder im Zuge der Wiederankurbelung der Wirtschaft nach Rattowitz kamen oder zurückkehrten: Arbeiter, Handwerker, kleine Beamte und Angestellte. Die schreiben nun also an den Bauherren des bald bezugsfertigen Wohnblocks und erhalten auch prompt eine Antwort, aus der die Größe der Wohnungen und die Höhe der Mieten ersichtlich wird. Und sie lesen — und die Haare sträuben sich ihnen wie uns:

- 1-Zimmer-Wohnung 32,90 bis 66,10 RM.,
- 2-Zimmer-Wohnung 81,50 bis 97,20 RM.,
- 2½-Zimmer-Wohnung 86,20 bis 92,50 RM.,
- 3-Zimmer-Wohnung 123,50 bis 159,60 RM.,
- 4-Zimmer-Wohnung 201,70 bis 209,90 RM.,

einschließlich Zentralheizung, Warmwasserversorgung, Fahrstuhlbenutzung, Radioanlage, Müllschluder, Treppenreinigung und -beleuchtung, Wasseergebühr.

Für Komfort ist also gesorgt. Der unverbesserliche Junggeselle wird für seine Einzimmerwohnung 32 RM. aber das doppelte bezahlen und sich dafür an Fahrstuhl und Müllschluder erfreuen, vielleicht sogar an der Warmwasserversorgung, wenn sie ausnahmsweise in Betrieb ist. Aber der Arbeiter, der kleine Handwerker und Angestellte, der für eine Zweizimmerwohnung 81 oder gar 97 RM. bezahlen kann, muß schon mit der Laterne geschuft werden. Und hat so ein Unglücks-wurm gar Kinder, sollte er gottbegütete kinderreich sein und eine Drei- oder Vierzimmerwohnung benötigen, dann darf der den Neubaublock nur von außen mit ehrfürchtigem Staunen bestaunen.

Ei der Teufel, was müssen das für seine Leute sein, die für eine Dreizimmerwohnung 159 RM. auswenden, und die Inhaber der Vierzimmerwohnungen, das sind wohl Aktionäre der Bank von England, und Kinder dürfen sie auch nicht haben, sonst reicht es auch dann nicht.

Der wiedergewonnene deutsche Osten ist in vieler Beziehung Neuland und man muß da wie bei jedem Neuaufbau von unten anfangen und erst einmal das Volk als sichere Grundlage verwurzeln lassen. Die „besseren“ Stände finden sich von selbst ein.

Zu ihrem großen Erstaunen...

Der Kunstbetrachter der holländischen Wochenzeitung „De Zandvoort“ schüttelte immer noch den Kopf, als er längt an seinem Schreibtisch lag, um über das Konzert des Musiklutes einer Totenkopf-Standard zu berichten. Und immerfort kopfschüttelnd schrieb er:

„Wir berichteten zunächst über einen Konzertabend im Hause „Doeshoof“, welcher von einer Abteilung der Totenkopf-44 veranstaltet wurde. Eigentlich erwartet man, daß bei einer 100 Mann starken Abteilung des Todes — die Mannschaften stehen eigentlich schon mit einem Bein im Grabe — auch die passende kriegerische Ruhe und Gleichgültigkeit in Erscheinung tritt. Zu unserem großen Erstaunen fanden wir an diesem Abend, was zu dem Schönen und Guten im Menschen gehört, Glaube und Liebe zur Kunst, eine hohe geistige Lebensform.“

Man hörte keine billige Amüsementsmusik, nicht die wilden Klänge einer Jazzband, es herrschte im Gegenteil jene Stimmung, welche nur die Kunst Schumanns, Chopins, Handels, Schuberts und anderer großer Meister zustande bringt. Das Programm war sorgfältig zusammengestellt, und es hat den Zuhörern sicher alles geboten, was sie verlangten! Ist es keine Ehrung, Freude zu haben am Guten und an guter Musik?“

Der Gute! Er muß sich das so ganz anders vorgestellt haben! Als ihn sein Hauptschriftleiter zum Besuch des Konzerts ausgesandt hatte, verabschiedete er sich von den Seinen wie Herr von Andromache. Auch erhöhte er im Vorbeigehen seine Lebensversicherung.

Wider alles Erwarten begleitete die Toten-

kopf-männer die musikalischen Darbietungen jedoch nicht mit den rhythmischen Explosionen der Eierhandgranaten, die sie den lieben Gärten unter die Stühle geworfen hätten. Nur selten legten Pierseidel durch die Luft. Das Programm erschöpfte sich nicht in einer Fuge und Paraphrase über das Lied „Schleift die langen Messer“ von Johann Sebastian Rauhebein. Man ließ nicht einmal eine Jazzband toben wie die Angelsachsen, wenn sie ein Wohltätigkeitskonzert zur Rettung der Zivilisation geben. Man brachte noch nicht einmal billige Amüsementsmusik zu Gehör. Man spielte Schumann, Händel, Schubert und sogar den Polen Chopin. Welch ein Wunder!

Wer hätte das gedacht?

Der wadere Niederländer jedenfalls nicht. Denn augenscheinlich hatte er sich nach langjährigem Studium jüdischer Gazetten das Wesen des deutschen Menschen, des deutschen Soldaten und gar der Männer, die einen Totenkopf auf Mützen und Spiegeln tragen, etwas anders vorgestellt.

Nun lernt er schon seit Monaten um. Erst, daß sie Kinder weder roh zum Frühstück noch überhaupt fressen; dann, daß man ihnen auf der Straße begegnen kann, ohne den angenehmen Kitzel einer Messerspiße zwischen den Rippen zu fühlen; nun, daß sie sogar Schumann und Schubert nicht nur hören, sondern sogar spielen können. Am Ende wären diese Schumann und Schuberte auch solche Deutsche?

Durch die Niederlande, auch durch andere Teile des biedereren Erdballs, geht jetzt ein heiliges Erstaunen...

Gewonnen!

Es hat sich also doch gelohnt!

Lose muß man festhalten! Zum Lotteriespielen gehört nicht nur ein bißchen Glück, sondern auch ein wenig Geduld. Schon Tausende von Volksgenossen sind durch ihre Geduld glücklich geworden, nicht wenige aber durch Ungeduld um ihr Glück gekommen. Oder würden Sie sich nicht ärgern, wenn Sie Ihr Los heute aufgeben und morgen gewinnt ein anderer darauf 100.000 RM? Ein Gewinn in der größten und günstigsten Klassenlotterie der Welt kann mit einem Schlage alles erfüllen, was bisher Wunschtraum war! Für Sie kann er einen ruhigen, sicheren Lebensabend bedeuten, er kann die Zukunft Ihrer Kinder sicherstellen, er kann Ihre Pläne von heute auf morgen Wirklichkeit werden lassen. Spielen Sie darum mit! Wieder geht es um mehr als 100 Millionen RM — um 480.000 Gewinne und 3 Prämien von je 500.000 RM. Alle Gewinne sind einkommensteuerefrei. Trotz des Krieges geht die Deutsche Reichs-Lotterie unverändert weiter. Die Ziehung der ersten Klasse der 4. Deutschen Reichs-Lotterie beginnt am 22. Oktober 1940. Nur rechtzeitig vor Ziehung bezahlte Lose begründen einen Gewinnanspruch. Also: Noch heute zu einer staatlichen Lotterie-Einnahme! Erneuern Sie Ihr Los oder kaufen Sie ein neues.



4. Deutsche Reichs-Lotterie

Größte Gewinne:

Im günstigsten Falle (§ 2, III der amtlichen Spielbedingungen)

3 Millionen RM
auf ein dreifaches Los

2 Millionen RM
auf ein Doppelloos

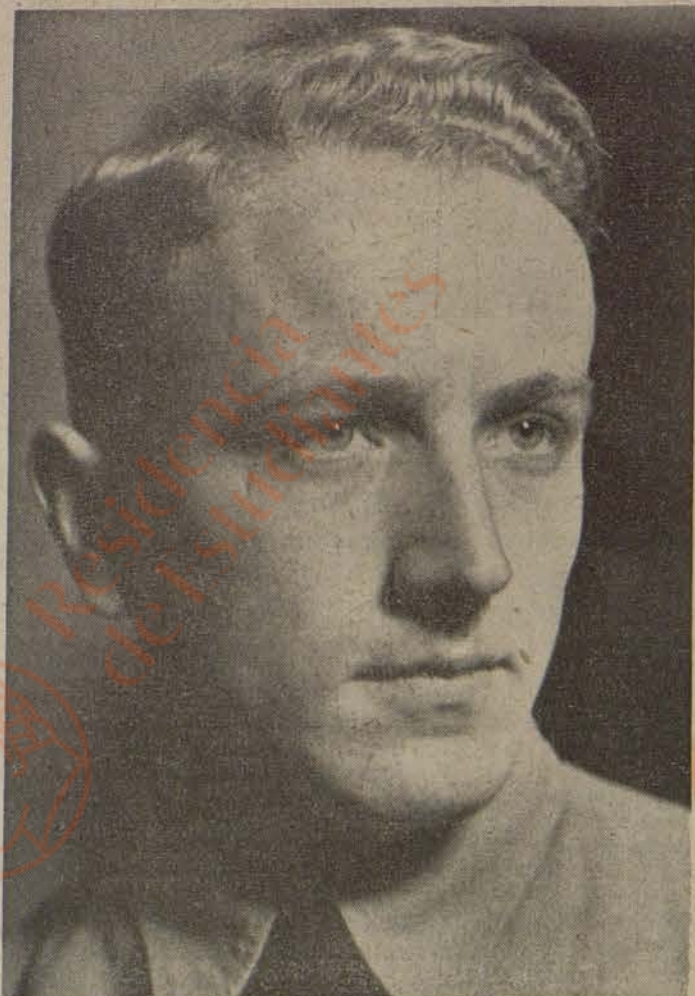
1 Million RM
auf ein ganzes Los

3 zu 500.000 RM

3 zu 300.000 RM

3 zu 200.000 RM

Ein Restlos nur 3.- RM je Klasse!

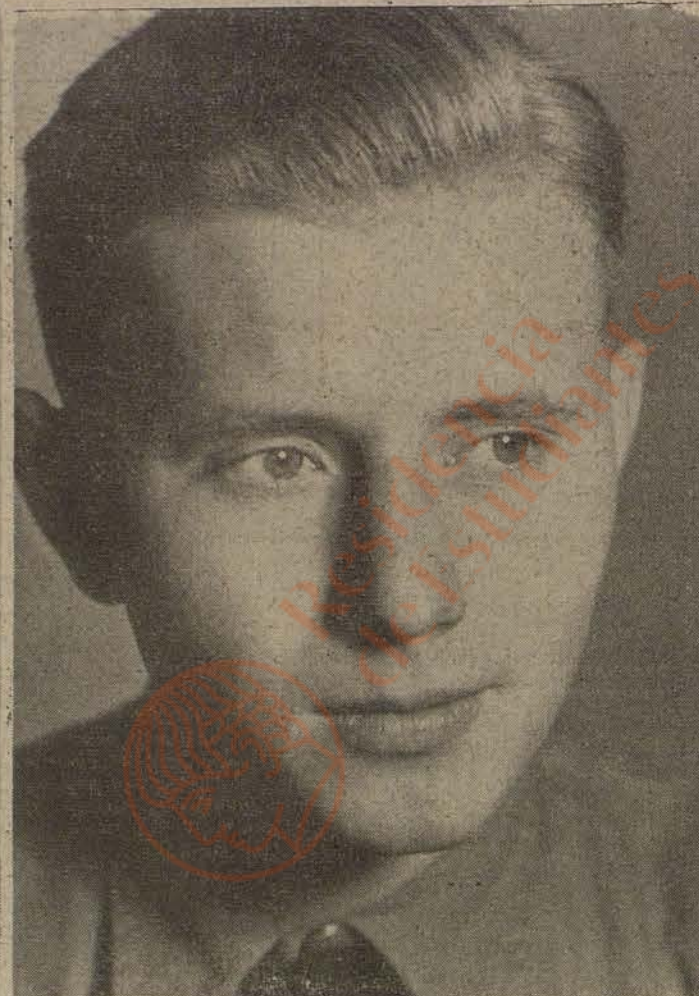


Das ist Otto Stüdtle. Er stammt aus einer kinderreichen Schneiderfamilie in Ludwigsburg. Schon seine beiden Brüder haben sich durch Eigenstudium in den Abendstunden aus eigener Kraft hochgebracht. Der eine wurde Offizier, der andere Lehrer. Die Schwester, ebenfalls sehr begabt, erhielt ein Stipendium und wurde Kunstgewerblerin. Stüdtle war Gausieger im Reichsberufswettkampf, im Jahre 1939 wurde er Reichssieger und daraufhin von der DAF zum Langemarek-Studium vorgeschlagen. Er will Vermessungstechniker werden.



Roman Krüger war Feinmechaniker in einem großen Werk. Er hatte als Fährleinführer viel in auslandsdeutschen Fragen zu arbeiten. Früh wurde daher der Wunsch in ihm wach, sich im volkswissenschaftlichen Fach weiterzubilden. Durch das Langemarek-Studium wurde seinem Wunsche Erfüllung, und er hat sich dem Studium der Volkskunde verschrieben, um später einmal an einer auslandsdeutschen Fakultät arbeiten zu können.

Aufnahmen: F. F. Bauer



Willi Künstler war in Hannover als kaufmännischer Lehrling tätig. Die Mutter und seine drei Geschwister leben von einer kleinen Rente, der Vater ist im Weltkrieg geblieben. Schon seit seiner frühesten Jugend machte ihm gerade die seelische Führung seiner Jungen besondere Freude. Im Arbeitsdienst am Westwall fielte er den Entschluß, sich an das Langemarek-Studium zu wenden. Nun will er Erzieher an einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt werden.



Wenn man wissen will, was ein plutokratisches System ist, wird man auch die Frage nach der Herkunft und Erziehung der Männer stellen müssen, die als Repräsentanten dieses Systems den Krieg in der Hoffnung entfesselten, ihn mühelos mit fremden Hilfsvölkern und unter Schonung der eigenen Volkstraft gewinnen zu können. Die Antwort ist einfach: Sie entstammen fast ohne Ausnahme jenen Familien Englands, die ihre Söhne sofort nach der Geburt bei den feuerhellen Schulen und Colleges anmelden, weil sie wissen, daß im „demokratischen“ Britannien der Weg zu Macht und Pründen immer noch über den Eton-Zylinder und den vom Vater erkaufte College-Schlips führt.

Wer beides besitzt, braucht sich fortan nicht mehr durch eine Leistung auszuzeichnen. Er hat praktisch nur noch eine Aufgabe: nicht die Stunde zu verschlafen, in der die Plutokratie auf unterirdischen Kanälen der Protektion nach jemandem Ausschau hält, der es mannhaft versteht, ihre Ausbeutungsgeschäfte voranzutreiben und mit tönenden Bibelworten zu vertuschen.

Dies ist der Grund, warum die sogenannten Führer Englands auf menschlichem wie auf sachlichem Gebiete restlos versagen. Sie reden von Demokratie, aber sie haben allein auf Grund ihrer gesamten Erziehung nicht den geringsten wirklichen Kontakt mit dem Mann aus dem Volke, der sich unter härtesten Lebensbedingungen Stück um Stück emporarbeitet und dem doch nur in den allerletzten Fällen ein Einbruch in die geheiligten Bezirke der Plutokratie gelingt, die ihn dann obendrein stets als lästigen Eindringling betrachtet.

Nicht die Leistung und der Charakter, sondern die Herkunft und die teure Schulbildung entscheiden daher in England. Wir stehen auch darin im trübseligen Gegensatz zu einem System, dessen Tage nicht zuletzt darum gezählt sind, weil es die charakterliche, geistige und körperliche Erziehung seiner Jugend zugunsten eines Häufchens snobistischer Plutokratenjüngchen gänzlich vernachlässigte.

Es ist symbolisch, daß bei uns ein hervorragendes Werk der Begabten- und Leistungsauslese den verpflichtenden Namen „Langemarek-Studium“ trägt. Und es ist selbstverständlich, daß im nationalsozialistischen Staat eine solche Stiftung nicht privater, sondern ausgesprochen nationalpolitischer Natur ist. In ihr findet daher der Grundsatz „Freie Bahn dem Tüchtigen“ auch eine sinngemäße Verwirklichung.

Ein Studium auf Hochschulen oder Universitäten ist heute bei uns nicht mehr wie in England vom Geldsack des Vaters, der sozialen Herkunft und jener Protektion abhängig, die niemals Charakterlosigkeit und Dummheit als störend empfand. Vielmehr werden jedem jungen Deutschen — gleich, ob sein Vater Arbeiter, Bauer oder Oberregierungsrat ist — die Möglichkeiten zu einem Studium erschlossen, wenn er die charakterlichen, geistigen und körperlichen Fähigkeiten dazu besitzt, aber wirtschaftlich nicht in der Lage ist, das Studium zu bezahlen.

Wie in der gesamten nationalsozialistischen Weltanschauung entscheidet also auch hier einzig und allein die innere Haltung und das Können.

Dieses Ausleseprinzip öffnet jungen Menschen aus allen Schichten unseres Volkes den Weg zu den höchsten und verantwortungsvollsten Stellen. Aus dem Gemeinschaftsbewußtsein geboren, erzieht es zum Gemeinschaftsdenken und gibt die Garantie dafür, daß unser Volk von Männern geführt wird, die sich ihm verbunden fühlen und die sich als die Tüchtigsten bewährt haben.

Bild links: Und das ist das Gegenstück von jenseits des Kanals. Dazu braucht es keinen Kommentar mehr

FREIE BAHN DEM Tüchtigen



In engem Kontakt arbeiten Lehrer und Schüler in kameradschaftlicher Zusammenarbeit



Eines der einfachen, aber überaus wohnlichen Arbeitszimmer im Hause des Langemarek-Studiums